www.e-rara.ch

Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder Praktische Aesthetik

Die textile Kunst für sich betrachtet und in Beziehung zur Baukunst

Frankfurt a. M., 1860

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 6712: 1

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-11733

Indien.

www.e-rara.ch
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

Hier mag noch passende Erwähnung finden, dass die Plattformen, Höfe und inneren Räume der Wohnungen der Vornehmen mit bunfarbigen polirten Marmortafeln belegt und zierlich gemustert sind, obgleich im Gebrauche über diese Marmorfussböden noch reiche Teppiche ausgebreitet werden.

Die sonst im Oriente seit Alters her so allgemeine Sitte des Bekleidens der Wände mit Metallplatten war, wie es scheint, in China niemals üblich. Es war fremdländischer Luxus den Kublai der Mongolen Chan einführte, als er seinen Palast in Peking auf diese Weise ausstattete. Marko Polo schreibt darüber: dieser Palast ist der grösste, der jemals gesehen worden. Die Bedachung ist sehr hoch, die Mauern der Säulen und Zimmer sind ganz mit Gold und Silber bedeckt und haben Abbildungen von Drachen, Vögeln, Pferden und anderen Kreaturen; die Decke selbst zeigt nichts als Gold und Malerei etc. etc.

Ueber die Dekoration der Decken berichtet noch Chambers, dass die Chinesen gleich den gothischen Baumeistern öfter ihr Zimmerwerk des Daches innerlich unbekleidet lassen und dieses sowie die Stützen die es tragen, aus kostbaren Hölzern ausführen, indem sie dieselben mitunter mit Ornamenten von eingelegtem Elfenbein, Bronze und Perlemutter verzieren. —

Die lehrreichen Mittheilungen dieses Architekten über die Anlage chinesischer Häuser und ihren allgemeinen Charakter werden uns noch in dem letzten Abschnitte dieses Buchs beschäftigen.

Würden wir phantasmagorisch nach Pompeji zurückversetzt wie es war vor 1800 Jahren, manches würde uns dort chinesisch vorkommen.

§. 64.

Indien.

Die Ansicht derer, welche in Indien die Wiege der Menschheit und den frühesten Sitz aller Kultur erkennen, die alle Erfindungen von dort ausgehen lassen, streitet nur scheinbar gegen die Thatsache, dass die Architektur dieses Landes den unverkennbaren Charakter eines äusserst zusammengesetzten Mischstiles trägt der aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Als Mischstil offenbart sich indische Baukunst schon

in den ältesten Nachrichten über sie, die im Ramajana und Mahabharata enthalten sind, deren wirkliches Alter zwar wie es scheint eben so unbestimmt ist wie alles was sich auf die Archäologie dieses geheimnissvollen Bodens bezieht, die man aber doch unbedenklich [1] den ältesten Urkunden der menschlichen Gesellschaft zurechnen darf. Schon damals war die indische Kunst durch alle stofflichen Metamorphosen hindurchgegangen und die deutlichsten Erinnerungen an diese Durchgänge hatten sich ihr aufgeprägt, denn weibliche Empfänglichkeit für Aneignung neuer Motive mochte schon damals wie heute hervorragender Charakterzug bei ihr sein. Seitdem liessen vielleicht vier oder fünf Jahrtausende ihre Eindrücke auf demselben weichen Bildstoffe zurück und so entwickelte sich der Stil, der uns an den Hindumonumenten gegenwärtig vor Augen tritt, deren älteste vorhandene Spuren übrigens nachweislich nicht viel über den Anfang unserer Zeitrechnung hinausreichen. Nach diesem müsste das Erwähnen der Hindubaukunst an dieser Stelle verfrüht erscheinen, liesse es sich nicht bis zur Evidenz nachweisen, dass uns in ihr das raffinirte Ende einer Kunstphasis entgegendämmert, die weit über unseren geschichtlichen Horizont hinausreicht und vielleicht um viele Jahrtausende jenseit der ersten Anfänge und dunklen Erinnerungen unserer jetzigen Civilisation liegt.

Schon die ältesten sanskritischen Bücher vergegenwärtigen uns den Stil der Hindukunst als einen äusserst zusammengesetzten und formenreichen. — Das Holz, der Backstein, die Steinquader, das Metall und vor allem der Stuckmörtel kamen abwechselnd und gemeinschaftlich beim Bauen in Anwendung, und jeder von diesen Stoffen hatte durch seine technischen Sondereigenschaften schon damals den Stil der Kunst auf das Mannigfaltigste beeinflusst und ihm den Charakter der Ueberladenheit ertheilt, der ihn auszeichnet. Die Begleiter Alexanders berichten von einem sehr raffinirten Holzbaue, den sie bei den Völkern des Pentschab vorfanden, der Ziegelbau verbunden mit der Quaderkonstruktion zeigt sich an den Ueberresten der ältesten Stupas und während die Technik in beiden Konstruktionsweisen, (des Holz- und Steinbaues) weit vorgeschritten war, sehen wir gleichzeitig den berühmten Grotten- und Monolithenbau noch gar nicht

[1] Die Schlussredaktion des Mahabharata wird freilich von Weber erst einige Jahrhunderte nach Chr. gesetzt.

existirend, da uns dieselben Gegenden als unwirthbare Einöden geschildert werden, welche jetzt die Wunder jener Grottenbaukunst und die monolithen Tempel enthalten.

Die ältesten Grottenanlagen, von denen wir Kunde haben und die sich bei Gaya[1] noch erhielten, sind ganz einfache Exkavationen des Felsens oder Erweiterungen natürlicher Höhlen. Sie stammen aus Azoka's Zeit (drittes Jahrh. vor Christus) und wo sich an einigen Stellen Skulpturen zeigen, dort sind sie die späteren nach der Vertreibung der Buddhasekte ausgeführten Werke der Braminen, so dass die noch immer von Einzelnen festgehaltene Chimäre von dem Ursprunge der Hindukunst aus dem Grottenbau, an sich und aus Stilgründen unhaltbar, auch historisch widerlegt ist.

Dieser beinahe beseitigten irrigen Ansicht stellt sich neuerdings eine andere zur Seite, wonach die Steinskulptur gleichsam der Ausgangspunkt der indischen Kunst sein soll, die sich aber nicht zuerst an Grotten, sondern an Felsen (Monolithen) oder künstlich aus Quadern zusammengebauten Felsen bethätigte, indem sie sie zu Denkmälern ausmeisselte.[2]

Ein flüchtiger Blick auf diese skulptirten Steinmonumente reicht hin, um sich zu überzeugen, dass jene Wunder des Meissels trotz der phantastischen Willkür, womit sie hervorgebracht sind, doch in ihren Hauptmotiven alle aus einer Baukunst hervorgingen, die unbedingt vor Entstehung jener Steinmonumente schon als Kunst nach bestimmten Regeln fixirt war. Gilt dieses von den Haupteintheilungen der Massen, so lässt sich zugleich von dem Ornamente derselben nachweisen, dass die Skulpturen zwar reichlicher aber nach denselben Grundsätzen wie bei Monumenten anderer Völker dabei in Anwendung kamen.

Jene Hauptmotive der monolithen Anlagen, von welchen geredet wird, sind so wenig ursprüngliche Conceptionen des Meissels, (der sie bloss nachbildend oder umbildend in Stein wiedergab,) dass sie vielmehr dem schon zu raffinirter Ausbildung gelangten gemischten Holz- und Ziegelstile angehören.

Die Griechen oder diejenigen, die ihnen vorarbeiteten, übernahmen das Motiv des Holzbaues in der Hütte (σκήνη) gleichsam

[1] Vergl. Journal of the Asiat. Soc. of Bengale. XVI. p. 275.

[2] S. Geschichte der Baukunst etc. von Andreas Romberg und F. Steger. Leipzig 1844.

frisch von der Natur weg, ihre Kunst hub erst mit dem Steintempel an. In dem griechischen Tempelstile ist das Grundmotiv nur für die Gesammtideen von Wichtigkeit, sofern das rohe Werkschema, der einfachste Ausdruck des Konstruktionsprinzipes, was zu befolgen war, in ihm liegt, — aber die Kunstform beginnt erst sich zu bilden mit dem Steinbau. — Anders bei den Hindu; bei ihnen ist die Kunst lange vorher fertig, ehe der Felsenbau ja selbst ehe der Quaderbau geübt wird, welcher letztere keineswegs auf den Monolithenbau folgt, sondern diesen vorbereitet. Die bereits fertige Kunstform hat schon verschiedene Stoffwechsel durchgemacht, ehe sie in monolither Weise sich ausspricht. Beweis selbst für die monolithen Pagoden der Etagenbau, das Pilasterwesen, die Gliederungen in Form verkrüppelter chinesischer Dächer und vieles andere.

Noch deutlicher zeigt sich dieses an vielen Quadermonumenten, wie z. B. an dem ganz im Geiste eines vollständig durchgebildeten Holzbaues ausgeführten Steintempel zu Deo in Behar.[1]

Ich gehe noch um ein Bedeutendes weiter und erkenne dem Bildhauer nicht einmal das Verdienst zu, jene Umbildung des Holzstiles in den Monolithenstil, wie er nun einmal fertig an jenen Pagoden sich zeigt, unmittelbar hervorgerufen zu haben und der eigentliche Urheber jener charakteristischen Ueberfülle an bildnerischer Ausstattung, die sie auszeichnet, zu sein.

Es ist nämlich der Analogie mit den Anfängen anderer Stile ganz entgegen dass dieser Reichthum erst von ihm ausgegangen sein sollte, er musste viel früher bestanden haben ehe er in dem festen Steine schwierige Nachahmung fand. Das stoffliche Medium das diesen figürlichen und schwülstigen Reichthum begünstigte und entstehen half musste ein ganz verschiedenes sein, ganz die entgegengesetzten Eigenschaften des Steins haben.

Dieses lehrt uns gleichsam schon der gesunde Menschenverstand, und die Beobachtung bestätigt es bis zur Evidenz.

Das Medium was ich voraussetzte ist seit den undenklichsten Zeiten einer der wichtigsten Agentien der indischen, ja überhaupt der orientalischen Baukunst und Bildnerei, ich meine den Stuck. — Und hier stehen wir wieder mitten in unserem Thema über

[1] Daniell II. Tab. 6 und 16. Es ist auffallend, dass in der Silpa Sastra der Zimmermann neben dem Architekten die wichtigste Stelle einnimmt, aber des Steinhauers nirgend Erwähnung geschieht.

das Bekleidungsprinzip, welches, wie ich behaupte, die gesammte antike Kunst beherrscht.

Ueber das Alter und den Umfang der Sitte die Gebäudetheile mit Stuck zu bekleiden geben die Sanskritischen Schriften mehrfachen Aufschluss:

In jener Stelle des Ramajana worauf ich oben hindeutete, in der Beschreibung der Stadt Agodhya, die Manu der Vater der Menschen selbst erbaut hat, heisst es: Paläste schmückten sie von ausgezeichneter Arbeit, hoch wie Berge, und schöne Häuser gab es da in Menge, die aus vielen Stockwerken bestanden, das Ganze glänzte wie Indra's Himmel. Ihr Anblick hatte eine bezaubernde Wirkung, die ganze Stadt erhielt durch wechselnde Farbe Lebendigkeit, und regelmässige Laubgänge von süssduftenden Bäumen erfreuten das Auge. Sie war voll von kostbaren Steinen. Ihre Mauern mit bunten Feldern glichen einem Schachbrett u. s. w.[1]

Noch deutlicher weist folgende Stelle aus einem alten indischen Drama,[2] welches angeblich aus dem 2. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung stammen soll, auf den häufigen Gebrauch des Putzes selbst bei Prachtbauten hin. Es wird ein Palast von zauberischer Pracht beschrieben: über den Thoren erhebt sich der Bogen von Elfenbein und darüber wehen Flaggen mit wildem Safran gefärbt, deren Franzen im Winde flattern als winkten sie: Tritt ein, Tritt ein! . . . . . die Felder der Thür sind von Gold und Stuck und sie glänzen wie die diamantne Brust eines Gottes . . . . . Siehe da, hier ist ja eine Reihe von Palästen glänzend wie der Mond, wie die Muschel, wie der Stengel einer Wasserlilie — der Stuck ist hier handhoch aufgelegt. Goldne Stufen, mit verschiedenen Steinen ausgelegt, führen zu den oberen Zimmern, von wo krystallene Fenster mit Perlen eingefasst und blitzend wie die Augen eines vollwangigen Mädchens niederschauen. . . . . .

[1] Noch phantastischer und zauberhafter ist in dem Mahabharata das Bild der Wunderstadt Dovaraka die Visvacarma der himmlische Baumeister auf Krischnas Befehl erbaut, welches bei dem Dichter die Kenntniss der Metallinkrustationen, des Mosaiks und der polychromen Stuckbekleidung voraussetzen lässt.

[2] Wilson select specimens of the Theater of the Hindus etc. London 1835. Vol. 1. p. 82. sqq.

Vom Eingange des 6. Hofes heisst es er sei bogenförmig auf sapphirnem Grunde mit Gold und vielfarbigen Steinen ausgelegt und sehe aus wie Indra's Bogen in der azurnen Luft.

Bei dem wahrscheinlich durch den Uebersetzer verundeutlichten Satze: „der Stuck ist hier handhoch aufgelegt," kann nur an erhabene Stuckarbeit gedacht werden, denn sonst böte er gar keinen Sinn; damit wäre also aus einer Zeit vor der Entstehung der Felsenmonumente die plastische Dekoration in Stuck nachgewiesen, während von der Steinskulptur durchaus noch keine Rede ist, wohl aber von der reichsten Polychromie und der Mosaikbekleidung der Wände.

So ist es in der That, die Wandskulptur in Indien ist zunächst aus der Stuckaturarbeit hervorgegangen, obschon auch diese eine metamorphosirte Technik ist, der die eigentlichste (textile) Bekleidung zum Grunde liegt.

Es gibt in Indien, und es lässt sich mit Zuversicht hinzufügen, es gibt in dem ganzen Oriente kein einziges Steinbildwerk aus antiker Zeit, das nicht mit Stuck oder Farbe überkleidet gewesen wäre. Wo beides sich nicht mehr zeigt, ist es abgefallen oder verblichen.

Will man jenen Gedichten, die zum Theil späteres Machwerk sein mögen, obschon gewiss ist dass sie aus uralten Elementen zusammengesetzt sind, oder ihrer Auslegung keinen Glauben schenken, so gibt es Monumente aus früher Zeit, aus der Zeit des Azoka, welche diesen Gebrauch des Stuckbekleidens in seiner ganzen ursprünglichen Ausdehnung an sich darthun; Ueberreste dieser urkundlich ältesten indischen Ziegelmonumente sind jene Viharas und Chaytias von Behar in der Nähe von Gaya;[1] noch interessanter aber sind für unseren Zweck jene bekannten Bauwerke des zingalesischen Königs Dushtagamani und seines Nachfolgers auf der Insel Ceylon: die Mahastupa, ein kolossales Ziegelgewölbe und das grosse wunderbare Werk, die Lohaprasada, das in dem 2. Jahrhundert vor Christus erbaute Buddhakloster, ein ursprünglich neunstöckiger 225 Fuss hoher Bau, aus Ziegeln ausgeführt, der auf steinernen 12 Fuss hohen Säulen ruhte und mit eisernen Dachziegeln gedeckt war. In der Mitte ein Hof mit einer von Säulen getragenen Halle in

[1] S. Notes on the Viharas and Chaytias of Behar by Kittok. Journal of Asiat. Society of Bengale. XVI. p. 275.

deren Innerem der leere mit Elfenbein inkrustirte Thron des Buddha stand. Die Seiten des Thrones waren mit Metallplatten inkrustirt, auf der einen Seite glänzte die Sonne in Gold, auf der anderen der Mond in Silber. Die dritte Seite zierte ein Sternenhimmel von Perlen. Ueber dem Throne spannte sich ein weisser Sonnenschirm aus. Diese Halle im Innern des Hofes war der Kapitelsaal des Klosters. „Alle Theile des Gebäudes waren aus den „kostbarsten Materialien gemacht und mit reichen Verzierungen „geschmückt. Die Säulen zeigten reiche Skulpturen von Löwen, „Tigern und anderen Thieren, sowie von Göttern.“

So lauten die Nachrichten [1] über diesen Bau; — von ihm sind die Ruinen noch erhalten, und wie zeigen sie sich uns? der grösste Theil der 1600 Pfeiler steht noch aufrecht; es sind Gneisblöcke, die nur grob und quadratisch zugerichtet, zum Theil beinahe ganz roh gelassen sind, wie sie aus dem Bruche kamen. Sie erheben sich 10 bis 11 Fuss über den Boden, haben 12 Zoll Breite und 8 Zoll Tiefe und stehen 8 Fuss weit auseinander. Nur die Eckpfeiler und die beiden Pfeiler zunächst der Mitte sind von den übrigen verschieden und von blauem Granit. Letztere sind sorgfältiger ausgeführt. Man sieht dass alle Pfeiler mit einem dicken Stucküberzuge bedeckt waren, wodurch die rohen Pfeiler erst ihre regelmässige Form und die in der alten Beschreibung erwähnte reiche Verzierung erhielten. [2]

Also diese ältesten Monumente Indiens waren reich mit Skulpturen, Mosaik und Farben ausgestattete Stuckaturarbeiten.

Wer denkt bei diesem steinernen Walde roher Pfeiler, dem Ueberreste verschwundener reichester Pracht nicht zugleich unwillkürlich an die ganz ähnlichen angeblich druidischen Pfeilerwälder zu Stonehenge und bei Karnak in Bretagne? Sind sie nicht vielleicht gleichfalls Gerippe urältester Stuckaturmonumente?

So ist denn wohl für Indien wenigstens die Anwendung des Stucks zu dekorativen bildnerischen Zwecken vor der Einführung der Steinbildnerei erwiesen, und dieser Stoff behielt selbst dann seine Geltung wie die Steinbildnerei schon längst die Stuckplastik ersetzt hatte. Man überzog die Gebilde des Steins mit feinem

[1] The Mahavansi in Roman Characters with the translation subjoined and an introductory Essay on Paly Buddhistical litterature 2 Vol. by the hon. George Tournour, Esq. Ceylon 1837.

[2] Vergl. Br. Asiatic Society III. 463 sq.

Stuck und bemalte letztern nach einem den natürlichen Farben der dargestellten Gegenstände bald mehr bald weniger entsprechenden oder auch nach ganz conventionellem polychromen Systeme. Das scheinbar Sekundäre, die dünne Oberfläche gemalten Stucks, ist das Primäre, der historisch gewordene und nur noch symbolisch vertretene Urstoff des Motivs, die Bildhauerei in festem Steine die letzte Inkarnation desselben.

Will man daher der masslosen Fülle des Hindustiles an plastischen Verzierungen und der baroken Willkür und Weiche seiner Formen materiell construktive Ursachen unterlegen, obschon sie sich eigentlich erst aus tieferliegenden später anzudeutenden Gründen vollständig erklären, so ist man gewiss weit eher berechtigt sie auf Rechnung der plastisch bequemen Masse des Stuckes zu setzen als die mühevolle und spät-zelotische Ausgeburt des Meissels in ihnen zu sehen.

Wenn derselbe Architekt dessen Ansichten über das bildhauerische Element der Hindubaukunst hier widerlegt sind die Bauart der Pagoden in konstruktiver Beziehung als eine den Indiern eigenthümliche bezeichnet, weil zuerst die rohe Masse aufgethürmt und dann erst die Aussenseite von Bildhauern zu künstlerischen Formen gestaltet wurde, so hat er sich in der Verfolgung seiner Ideen verleiten lassen zu viel und desshalb nichts zu beweisen. Dasselbe Verfahren fand bei den Aegyptern, bei den Griechen, bei den Römern und überhaupt bei allen Völkern Statt die massive Monumente von Stein ausführten. Es ist das einzig richtige noch jetzt gültige System der Steinkonstruktion. Nur die gothischen Baumeister wichen davon ab, worüber das Nöthige an entsprechender Stelle gesagt werden wird, und wir sind in Deutschland diesem späten Verfahren treu geblieben, (während die Franzosen es wieder verliessen,) wahrlich nicht zum Vortheil unserer Technik und des harmonischen Zusammenwirkens der Theile des Baues das nie so genau vorher berechnet werden kann dass nicht etwas mangelhaft bleiben sollte, wenn das Einzelne in der Werkstatt nach der Chablone fertig gemacht und dann stückweise versetzt oder eingefügt wird. Anderer damit verbundener Nachtheile nicht zu gedenken.

Die hier niedergelegte Theorie über den Einfluss des Stucks auf die Weiterbildung monumentaler Typen und Stile, auf unumstössliche Thatsachen begründet und unwiderlegbar, ist in ihren

Folgerungen nicht für die Geschichte indischer Kunst allein umwälzend, sie ist es überhaupt für die gesammte Kunstlehre wie unsere Professoren sie vortragen.

Diess mag vor der Hand noch auf sich beruhen, ich folgere zunächst nur aus der Analogie dessen was wir an jenen indischen Steinmonumenten erkennen einen für die Geschichte des Stils nicht unwichtigen Satz, dass nämlich die Bildnerei in ungebranntem und gebranntem Thone, da sie niemals und bei keinem Volke des Alterthums anders geübt wurde als nach der Weise jener Steinskulpturen, nämlich so dass das Thongebilde nur den unsichtbaren mit Stuck inkrustirten Kern der Kunstform ausmacht,[1] dass sage ich die Thonbildnerei eben so wenig eine ursprüngliche Technik ist wie die Steinbildnerei, sondern in die Reihe der sekundären oder vielmehr tertiären Erscheinungen der Stilgeschichte tritt.

Das Bekleiden der Wände mit Steinen, (Mosaik,) die Malerei des Stucks, (aus welcher sich dann die einfache Bemalung des Steins entwickelte, indem farbiger Stuck und Anstrich dem Begriffe nach gleich, nur der Dicke des Auftrags nach verschieden sind,) die Inkrustation der Wände und structiver Theile mit Metallplatten, alles dieses sind technische Proceduren der Baukunst die, in Indien wenigstens, im Gefolge des Stucks, dieses ältesten struktiven Bekleidungsstoffs der aus Erde und Ziegeln konstruirten Wände, und zum Theil in Verbindung mit ihm in Anwendung kamen. Dabei bleiben aber noch immer manche Fragen unerledigt. Zum Beispiel über das Alter der Metallbekleidung und ihre richtige Ableitung, über das Alter des Mosaiks und dessen Verhalten zur Malerei, über das Verhalten dieser letzteren zur Skulptur u. s. w. Ich lasse sie noch vor der Hand unberührt und bemerke nur in Bezug auf die erste dieser Fragen dass Indiens Metallbekleidung wahrscheinlich alle anderen barbarischen Leistungen dieses Faches übertraf und dass die früh raffinirte Technik die bei ihr angewandt wurde, ihr hohes Alter in diesem Lande verbürgt.[2]

Merkwürdig ist in dieser Beziehung jene in des Philostratus Lebensbeschreibung des Apollonius enthaltene Notiz über die Aus-

[1] Es ist hier natürlich nicht von Thonwerken aus Zeiten die Rede, in welchen jede Tradition der Kunst meist vergessen war.

[2] Philostr. Vit Ap. II. 21.

stattung eines Tempels vor den Mauern der indischen Stadt Taxila: „Aeherne Tafeln (χαλκοῖ πίνακες) sind rings an den Mauern (der Cella) befestigt, die Thaten des Porus und Alexander vorstellend, die Elephanten, Pferde, Krieger, Helme und Schilde in Gold, Silber und Zinn, die Lanzen, Pfeile und Schwerter in Eisen nachgebildet, und zwar angeblich im hohen Stil des Zeuxis, Polygnot und Euphranor, welche durch Schattirung, Vorsprung und Rücklage ihre Bilder zu beleben bestrebt waren. Dasselbe soll auch an jenen Metallarbeiten durch ein geschicktes Verschmelzen der Metalle, gleich als wären es Farben, erreicht sein. Auch das Argument dieser Malerei ist glücklich; Porus weihete nämlich diese Tafeln nach dem Tode des Makedoniers, der darin den besiegten und verwundeten Porus huldvoll aufrichtet und ihm das eroberte Indien zurückverleiht.“ — Später wird nochmals diese Arbeit mit Malerei verglichen [1] und erwähnt dass sie zugleich der Malerei und der Chalkeutik angehöre, also eine Art eingelegter Arbeit sei. In einem anderen Tempel der Stadt Taxila befand sich ein Bild des Helios aus Perlemutter in der „symbolischen Manier (d. h. in der Inkrustirungsmanier) die alle Barbaren bei heiligen Weihgeschenken anwenden.“ [2]

Nach Curtius, der aus den Berichten der Begleiter Alexanders auf dem Indischen Feldzuge schöpfte, hatten die Hofburgen der Könige goldüberzogene Säulen, umrankt von Weinlaub in getriebenem Golde und mit silbernen Vögeln dazwischen. [3]

Wir schliessen diesen Paragraph mit einigen nicht unwichtigen Notizen über das Fortbestehen jener ältesten technischen Ueberlieferungen und den polychromen bilderreichen Charakter der Architektur der jetzigen Hindu, die dem Reisetagebuche des Bischofs Heber entnommen sind.

Bei der Beschreibung des Hauses eines reichen Bürgers von Benares sagt Heber folgendes:

„Die Façade zeigte eine Menge von kleinen Fenstern, alle von verschiedener Form, von denen einige stark vorluden und von reich mit Bildwerken verzierten Konsolen getragen waren. Ein grosser Theil der Mauer selbst war mit Skulpturen bedeckt, die

[1] ibid. II. 22.

[2] ibid. II. 24. τὸ δὲ ἔδος ἀντὸ μαργαρίτιδος ξύγκειται ξυμβολικὸν τρόπον, ᾧ βάρβαροι πάντες ἐς τὰ ἱερὰ χρῶνται.

[3] Q. Curtius VIII. 9.

Zweige, Blätter und Blumen darstellten. Da sie ausserdem, nach indischem Gebrauche, mit dunkelrother Farbe bedeckt war, so machte sie den Eindruck als wäre sie mit einem Teppiche nach altem Muster überzogen. Der Haupteindruck glich ungefähr dem der alten venetianischen Paläste etc....

In Benares sind die Wohnungen der Privatleute wie die öffentlichen Gebäude aus gutem Hausteine konstruirt; aber die Hindu von Benares scheinen mit Leidenschaft die Polychromie zu lieben; sie bedecken ihre aus Quadern gebauten Häuser mit dunkelrothem Stuck.

Tempel sind in sehr grosser Anzahl vorhanden, aber sie sind klein und an den Strassenecken oder an den Façaden der grössten Häuser wie Schränke angebracht. Doch sind sie zierlich und viele davon sind mit trefflichen Bildwerken von der vollkommensten Ausführung in Stuck bedeckt, Blumen, Thiere, Palmenzweige u. s. w. darstellend und an Eleganz und Reichthum mit den schönsten Beispielen gothischer und griechischer (?) Kunst wetteifernd."

Aehnliches berichtet der klarsehende Heber über die Stadt Jyepur und den Palast des Rajah der Radjputen. Diese Stadt ist von einem einzigen Monarchen mit seltener Pracht und vollkommen regelmässig nach den Vorschriften der heiligen Silpa Sastra erbaut. Ich werde auf deren Beschreibung bei einer andern Gelegenheit zurückkommen und mache hier nur auf eine grosse Lücke in der Geschichte der Baukunst aufmerksam, da wir fast gar nichts von jener ganz eigenthümlichen ächt hindustanischen Civilbaukunst wissen, die sich noch in vollem Leben in den grossen Städten Innerindiens erhalten hat und vielleicht grösseres Interesse gewährt als jene baroken Felsenmonumente, Tschultris und Pagoden, oder als die prunkvollen aber doch leeren Anlagen der Muhamedaner, mit denen sich die Reisenden fast ausschliesslich beschäftigten.

In dem Palast des Rajah der Radjputen fand Heber die Fenster mit kleinen Scheiben von buntem Glase geschlossen, die in gitterartig durchbrochenem Rahmenwerke von Marmor eingefasst sind. Auf der Londoner Ausstellung von 1851 befanden sich sehr zierliche und reiche Specimina solcher Fenstergitter aus Alabaster und Marmor, die ein antikes oder vielmehr

primitives Element der orientalischen Baukunst bilden, das wir schon aus China kennen und dem wir in Aegypten, dem alten Hellas und in Rom wieder begegnen.

„In den oberen Gemächern des Palastes, wo vor dem Tode des früheren Rajah die Frauen seines Serails wohnten, waren die Fussböden noch sorgfältig mit gesteppten Decken aus weisser Baumwolle oder mit kostbaren persischen Teppichen belegt. . . . An verschiedenen Orten des Gebäudes bemerkte ich dicke Thüren aus Holz, deren Riegel und Schlösser so roh waren wie an Gefängnissthüren, aber in den Gemächern selbst waren die verschiedenen Zimmer nur durch reiche gestreifte Vorhänge, die vor den Arkaden aufgehängt waren getrennt. . . . . .

. . . Die Mauern und die Plafonds waren reich mit Malerei und Skulptur verziert und einige unter ihnen von oben bis unten mit kleinen Spiegeln von den bizarrsten Formen ausgelegt.“ Auch diese Sitte werden wir in dem verfeinerten orientalisirten Rom der Kaiserzeit wiederfinden.

Sehen wir nun, ehe wir uns weitere Schlussfolgerungen aus dem bereits vor uns Liegenden gestatten, was der uns in jeder Beziehung näher gelegene westliche Abhang der grossen asiatischen Hochebene für unsere Frage Berücksichtigenswerthes bietet.

§. 65.

Mesopotamien.

Auch die Wissenschaft hat ihre Modethorheiten, die sich am krassesten hervorthun, wenn ein wirklicher Wendepunkt in ihr sich vorbereitet. Kaum haben wir eingesehen, dass unsere sehr gerechte Begeisterung für Hellas insofern auf falscher Fährte war, als wir dasselbe ganz aus sich heraus konstruiren wollten und als etwas in sich Vollständiges, Absolutes, ansahen, so ist jetzt auf einmal Assyrien unser Vorbild und geht man allen Ernstes daran, ein assyrisch-europäisches Vasallenkaiserreich mit dem Schwerpunkte in Wien wissenschaftlich vorzubereiten. Anderseits sieht man wieder das Vorbild der Zukunft in der abstrakten dejokischen Königsidee und dem Sittengesetze Zoroasters, dem trocken unerquicklich unfruchtbaren Erzeugnisse der Salzwüste Hochmediens, und findet ein weltbeglückendes Analogon dafür in